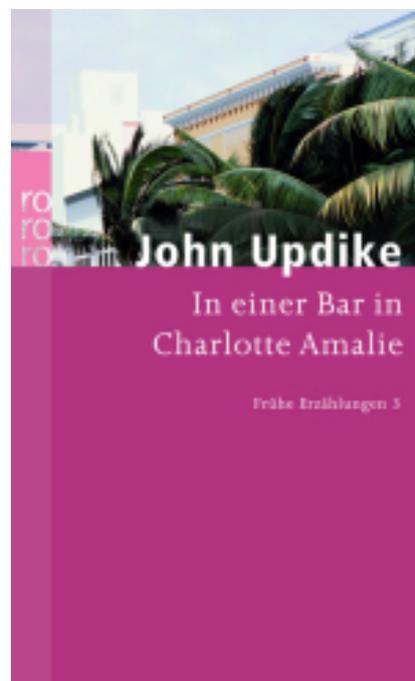


Leseprobe aus:

John Updike

In einer Bar in Charlotte Amalie



Der Indianer

Die Stadt Tarbox in New England ist durch einen Saum lohfarbener Salzmarschen vom Meer getrennt, und ihr Geschäftsviertel befindet sich vier Meilen landeinwärts am Musquenomee River, der den Gesetzen von Ebbe und Flut nur bis zu dem Wasserfall an der ehemaligen Strumpffabrik gehorcht, die jetzt Plastikspielzeug herstellt. Die Mündung dieses Flusses erreichten im Mai 1634 siebzehn Männer, geführt von dem jüngeren Sohn des Gouverneurs der Kolonie Massachusetts Bay – Jeremiah Tarbox war nur sein Stellvertreter. Sie kamen in drei einfachen Booten, und sie wollten inmitten dieses herrenlosen Überflusses von Salzgras eine ländliche Siedlung gründen. Das taten sie auch mit Gottes Hilfe. Sie refften die Segel und ruderten langsam in ihren Booten, deren jedes mit vier Dollen versehen war, auf der Suche nach festem Land durch Marschen, die heutzutage, da ihr Gras nicht mehr mit Pferden mit großen Holzscheiben unter den Hufen geerntet wird, vermutlich noch immer so aussehen wie damals – wenn auch der Bestand an Enten, Kranichen, Ottern und Rotwild zweifellos zurückgegangen ist. Jeremiah Tarbox vermerkt in seinem unschätzbaren Tagebuch, das Geschrei des im dritten Boot mitgeführten Viehs habe einen

großen Schwarm «aufbegehrender Seevögel» angelockt. Die ersten Häuser (von denen heute keines mehr steht; die ältesten Gebäude der Stadt stammen, zumindest ihre mächtigen Balken und die Feuerstelle, aus dem Jahre 1642) zogen sich am Fuß der Near Hill genannten Festlandsanhöhe hin, die zusammen mit dem eine Meile entfernten Far Hill die dichtbevölkerten Viertel der jetzigen Stadt begrenzt. Im Winter zählt Tarbox knapp siebentausend Einwohner, im Sommer mögen es an die neuntausend sein.

Die Breite der Flussmündung und die geschützte Lage in der Tarbox Bay schienen die Anlage eines Hafens zu ermöglichen, der sich mit Boston messen konnte, aber der Fluss erwies sich trotz wiederholter Baggerarbeiten als hoffnungslos verschlammt, und seine seichten, gewundenen Fahrrinnen, die besonders dort launisch sind, wo das Süßwasser des Flusses mit dem unaufhörlichen Salzwasserzustrom der Flut zusammentrifft, sind nur für leichte Vergnügungsboote passierbar. Wer am frühen Morgen in einem durch die heiteren Binsenalleen zum Meer hinausfährt, wird dort, wo der unruhige rostfarbene Horizont unvermittelt der stahlblauen Monotonie des offenen Wassers Platz macht, ein paar hartnäckige Muschelsammler beobachten können, die in hüft hohen Gummistiefeln geduldig den Flutwasserboden absuchen. Die gespannte Haltung ihrer Körper unterscheidet sie von den wenigen Badelustigen, die von ihren verlöschenden Lagerfeuern herübergestapft sind, nachdem sie singend und trinkend eine Nacht am Strand verbracht haben – es ist, nebenbei gesagt, einer der schönsten und unberührtesten Strände an der Nordatlantikküste. Pittoresk wie Millets Ährenleserinnen, die Oberkörper im rosigen Spiegel des frühmorgendlichen stillen Meeres verdoppelt wie auf Spielkarten, beuten diese wenigen Vertreter des Muschelfanggewerbes,

das griechische Einwanderer in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts begründeten und dem die Industrieabwässer weiter flussaufwärts schwer zu schaffen machen, die einzige Erwerbsquelle aus, die das Land des alten Musquenomee hier noch bietet. Dieser fast legendäre Häuptling brach das Friedensbrot mit dem Sohn des Gouverneurs, und schon nach einem Jahr waren sie beide tot. Der Leichnam des einen wurde nach Boston zurückgebracht und auf dem Friedhof der King's Chapel beigesetzt; der Leichnam des anderen, sicherlich aufrecht in der Erde stehend, wird wohl im Wald begraben sein, irgendwo an der Flanke des Far Hill, zu dem bisher noch keine Häuser vorgedrungen sind, obgleich das Gelände an einen Bauunternehmer verkauft worden sein soll. Bis nach dem Krieg, als die ersten Bostoner herauszogen, die übrigens noch immer eine Minderheit bilden, war Tarbox (wenn man von den Sommerurlaubern absah, die alljährlich wie ein Schwarm ziehender Wildenten in die Marschen einfielen) eine abgelegene Stadt. Eine Art Fluch sicherte ihr den Frieden. Die Spitzenklöppelei, die ihre Blütezeit kurz vor der amerikanischen Revolution erlebte, wurde durch die industrielle Revolution vernichtet; die nie sehr zahlreichen Textilfabriken leerten sich im Verlauf der industriellen Revolution der Südstaaten. Sie wurden abgelöst durch mehrere kleine Unternehmen, vorwiegend aus der Elektrobranche, die eine ernste Wirtschaftskrise verhinderten.

Von der Höhe des Near Hill aus gesehen, wo das fünfte, jetzt kongregationalistisch genannte Gebäude der 1635 an ebendieser Stelle gegründeten religiösen Gemeinschaft seinen hölzernen Turm nicht nur in den Himmel reckt, sondern auch in das Panorama von hundert farbigen Ansichtskarten, die es in den vier Drugstores zu kaufen gibt – von diesem hochgelegenen Punkt aus macht das Geschäftsviertel einen

sauberen und wohlhabenden Eindruck. Dies gilt besonders für die Weihnachtszeit, wenn sich bunte Lichtergirlanden von Mast zu Mast spannen, und für den Hochsommer, wenn Mädchen in Shorts und Badeanzügen die Bürgersteige zieren. Solange die Läden geöffnet sind, darf höchstens eine Stunde geparkt werden, aber zu Stauungen kommt es nur abends, weil dann alles nach Hause will. Eine Verkehrsampel anzubringen hat man bis jetzt noch nicht für nötig gehalten. Die neue Woolworth-Filiale mit der vornehmen Fassade aus gewelltem, mehrschichtigem Fiberglas ist auf dem Grundstück eines abgebrannten Mietshauses entstanden. Wenn auch das Gebäude auf der anderen Straßenseite, das Woolworth aufgab, fast ein Jahr leerstand und wenn auch einige andere Geschäfte in der Straße ab und zu unvermittelt Inhaber und Auslagen wechseln, so sieht man hier doch nicht jene langen Reihen blindstarrer Schaufenster, die das Bild der größeren Fabrikstädte im Norden und Westen so trostlos machen. Zwei Haushaltswarenläden liegen einander ohne ersichtlichen Groll gegenüber; drei Banken wetteifern darin, ihre Zahlungsfähigkeit zu dokumentieren; mehrere Imbissstuben halten Wellen von Fabrikarbeitern und Schülern stand: eine kleine, stolze Armee von Honoratioren – Grundstücksmakler, Anwälte, Juweliere – paradiert auf und ab in Anzügen, die in der Madison Avenue nicht hinterwäldlerisch wirken würden. Die explosive Ausweitung der Highways hat der Stadt einen kosmopolitischen Anstrich verliehen; eine findige geschiedene Frau hatte die einträgliche Idee, gleichzeitig flotte Damenkleidung und skandinavisches Küchenzubehör anzubieten, und im Nebenhaus hat eine törichte junge Frau, die ihre Studienzeit im Vassar College nicht vergessen kann, eine Kombination von Taschenbuchladen und Kunstgalerie aufgemacht, sodass der Stadtsäufer von Tarbox, wenn er mit

kirschrotem Gesicht und leichter Schlagseite seiner über der Schuhreparaturwerkstatt gelegenen Klausen zustrebt, an den grellfarbigen abstrakten Gemälden einer Pfarrersfrau aus Gloucester vorbeidefilieren muss. Ja, die ganze Straße ist einem anklägerischen Chor schreiend bunt umhüllter Bücher von Freud, Camus und all den anderen preisgegeben, durch deren Meisterwerke sich unsere Zivilisation ihrem düsteren Höhepunkt nähert. Seltsamerweise ist die Ausbreitung moderner Kultur so virulent, dass einige dieser Bücher auch in dem gemütlichen alten Zeitschriften- und Zeitungsladen in der Mitte des Blocks zu haben sind, sogar um 75 Cent billiger. Stoisch auf den Heizkörperrippen hinter dem großen linken Fenster sitzend, ist hier oft der Indianer zu sehen.

Er sitzt stundenlang an diesem Fenster und winkt höflich allen Passanten zu, die in seine Richtung schauen. Es ist immer schwer, seinem Blick auszuweichen, weil man nicht darauf gefasst ist, dass jemand auf der Heizung über Rosetten von Pfeifen und Pyramiden von Prince-Albert-Tabakdosen und fächerförmig ausgebreiteten Exemplaren von *True* und *Male* und *Sport* kauert. Hinter Glas wirkt er etwas verschwommen und dünn, aber im Freien macht er einen durchaus solide gebauten Eindruck. Zu anderen Tageszeiten postiert er sich neben Bailey's Drugstore an der Ecke. Dort steht eine zersplitterte Telegrafentaste, an die er sich lehnt, wenn er lange genug an der Backsteinwand gelehnt hat. Mitunter setzt er sich auch auf den Hydranten wie auf einen Klappstuhl, Arme verschränkt, Beine übereinandergeschlagen, und beobachtet die Renovierungsarbeiten an der Fassade von Poirier's Liquor Mart. Bei kaltem und feuchtem Wetter ist er vielleicht im Drugstore zu finden, wo er gekonnt langsam einen Kaffee trinkt; die Spitze seines tabakgebräunten Zeigefingers fährt

immer wieder rings um den Tassenrand, während er zusieht, wie der Dampf dünner wird. Auch anderswo lungert er herum – in den Torwegen unbewohnter Häuser, auf Bänken an dem Weg, der bergauf führt, in der Wartecke bei den Friseuren –, es gibt wohl keinen Fußbreit Boden im Geschäftsviertel, auf dem er nicht schon irgendwann gestanden hat; aber das Fenster des Zeitungsladens und die Wand des Drugstores sind seine bevorzugten Aufenthaltsorte.

Es ist schwierig, irgendetwas über ihn herauszufinden. Er trägt ein kariertes Lumberjackhemd mit einem grauen Rollkragensweater darunter, Baumwollhosen, deren Farbe zwischen olivgrün und khakibraun liegt, und bemerkenswert weiße Tennisschuhe. Er raucht, er trinkt Kaffee, also muss er irgendwelche Einkünfte haben, doch er scheint nie zu arbeiten. Nachforschungen haben ergeben, dass er hin und wieder beschäftigt ist – in den Wochen vor Weihnachten sah man ihn Körbe mit Hongkong-Hemden und italienischen Krippenfiguren durch die Gänge des Einheitspreis-Warenhauses schleppen –, aber er wird immer bald entlassen oder hört freiwillig auf, und das Wort ‚faul‘, mit etwas mehr als der sonst üblichen Missbilligung ausgesprochen, bleibt einem gegenwärtig, als wäre dies die Lösung des Rätsels. Verblüffenderweise kennt er den Namen eines jeden. Selbst wenn man ein junger Anlageberater ist, der erst vor kurzem ein Häuschen an der Straße zum Strand bezogen hat und am Samstagmorgen in die Stadt kommt, um einen Tapetensteamer zu leihen, lächelt er einen an, sobald man zu ihm hinsieht, winkt mit der Hand, sagt: «Guten Morgen, Mr. ...», und nennt einen prompt beim Namen. Dagegen ist es unmöglich zu erfahren, wie er heißt. Das Nächstliegende, wenn man sich für einen Menschen interessiert, der Kern seiner Identität gewissermaßen, ist bei ihm in tiefes Dunkel gehüllt. Zählt man Hören-

sagen und Sagenhören zusammen, so steht mit einiger Sicherheit lediglich fest, dass er in dem großen, mit gesprenkelten Schindeln gedeckten anrühigen Hotel gegenüber den verkümmerten Gleisanlagen wohnt, nicht weit von dem Haus der Kriegsveteranen. Es ist ein Hotel, in dem schlurfende polnische Witwer und durchreisende Vertreter absteigen und in dessen Bar man zweifellos um Geld wetten und sich an Frauen heranmachen kann. Aber sein Name, ob er nun, fragt man jemanden danach, mit «Tugwell» oder «Frisbee» oder «Wigglesworth» angegeben wird, klingt – und wäre es auch jedes Mal der gleiche – geradezu parodistisch yankehaft und daher unglaublich. «Ich bitte Sie, er ist doch Indianer!»

Das Gesicht des jeweiligen Informanten – sagen wir das des untersetzten irischstämmigen Dentisten, der sich im Schulgebäudebedarfsausschuss als Diktator gebärdet – zeigt daraufhin einen leicht verzückten Ausdruck. Er dämpft seine Stimme zu dem am Zahnarztstuhl gewohnten vertraulichen Flüsterton. «Hängen Sie das bloß nicht an die große Glocke. Er hat es nicht gern. Sein ganzer Stolz ist es, ein typischer heruntergekommener Yankee zu sein.»

Aber er *ist* Indianer. Daran, und nur daran, besteht nicht der geringste Zweifel. Wer außer einem Wilden hätte eine so ungeheure Fähigkeit zum Sichausruhen? Seine Backenknochen, seine nie verblassende Haut, der zarte kleine Vorsprung seiner Stirn, wenn er sie runzelt, die dreieckig geformten Augenhöhlen mit den hängenden Lidern, die Art, wie sein vertikal gefälteles Gesicht das Licht auffängt, das glanzlose Schwarz des Haares – alles ist so durch und durch indianisch, dass ihm die Phantasie, überrascht durch den Anblick des auf dem Hydranten hockenden Mannes, der zu der sich verändernden Fassade des Spirituosenladens hinübersieht, ohne weiteres eine Feder ins Haar steckt. Die Art, wie er gemäch-

lich wartet und alles betrachtet, die Weichheit seiner Bewegungen, die Atmosphäre lässiger Selbstverständlichkeit, die ihn umgibt, die gute Laune, die seinem Ausharren etwas leicht Beängstigendes verleiht – das alles passt nicht zu dem scheu-verstohlenen Blick und der feuchten Unterlippe des gescheiterten Yankees. Sein Alter und sein Status sind undefinierbar. Er ist sicherlich älter als vierzig und jünger als sechzig – aber ist das *sicher*? Und mag er auch jeden beim Namen nennen und mit einer Handbewegung grüßen, so geht die Unterhaltung doch nie über den Gruß hinaus, und selbst im Zeitungsladen, wenn politischer Disput und muntere Obszönität die Frauen verjagen, hält er sich abseits. Er hört zu, und gelegentlich, wenn es um die Stadtgeschichte geht, klärt er mit rauer Stimme eine Streitfrage, aber er hält sich abseits.

Sich Gedanken machen schafft Geheimnisse. Wenn man gleichgültig wird, lösen sich die Rätsel wie von selbst. Man wohnt länger in der Stadt, Jahreszeit folgt auf Jahreszeit, die halbnackten Großstädter bevölkern wieder den Strand, vermehren sich und werden wie Blätter fortgeweht, und man hat aufgehört, sich mit ihnen zu identifizieren. Die Marschen werden grün, dann golden, dann braun, und ihre träge, unberührte, ausdauernde Existenz dringt einem unter die Haut. Man hat das Gefühl, dass man mindestens einmal in der Woche zum Strand fahren muss, sonst ist es wie eine Woche ohne Liebe. Die Eisschollen, die sich an den Böschungen des Flusses stapeln, könnten die Trümmer verfallener Tempel sein. Man trifft jetzt, ohne es darauf anzulegen, die von früher übriggebliebenen Leute: unverheiratete Töchter von Besitzern längst verschwundener Fabriken, pensionierte Lehrer, senile Diakone, die in den Dachkammern ihrer ungeheizten Häuser aus dem 17. Jahrhundert alte Kirchenbücher mit krakeligen braunen Eintragungen verwahren. Durch eine

Babysitterin älteren Jahrgangs gelangt man in eine Welt, in der man von ihm wenigstens als von dem «Indianer» spricht. Ein verblüffendes Kichern wird neben einem laut, während man die Babysitterin, die liebe Mrs. Knowlton, in die kleine Seitenstraße zurückfährt, wo sie ein Haus mit geschlossenen Fensterläden bewohnt. «Wenn Sie wüssten, was man sich so erzählt, Mister, wenn Sie wüssten . . . »

Und endlich – es ist, als hätte man sich im Wald meilenweit durch Unterholz gearbeitet und käme plötzlich auf eine Lichtung –, endlich steht man überrascht da, atmet das Offensichtliche tief ein und stimmt den Bäumen zu, dass es natürlich so ist. Jeder, der jemand ist, wusste es schon die ganze Zeit. Für den nicht allzu geduldig Ausharrenden lüftet sich der Schleier des Geheimnisses in Miss Hornes Salon mit der niedrigen Decke, wo es immer nach warmer Kaminasche riecht und nach den Pfefferminzkugeln, die in Glaskelchen aus rotem Ornamentglas bereitstehen, für den Fall, dass stauende Kinder es wagen sollten, eine so alte, von den Jahren wie ein Rosenbusch gebeugte Dame zu besuchen: Miss Horne, schon zu ihren Lebzeiten eine Legende. Ihr Vater war der sechste Pfarrer der First Church vor dem derzeitigen (den sie nicht leiden kann) und *sein* Vater der zweite vor ihm. Unter jenen ersten siebzehn Männern war ein Horne gewesen. Ja, wo war sie doch stehengeblieben – ach, richtig, der Indianer. Also der Indianer, der lungerte schon in der Stadtmitte herum – nun gut, er wartete, wenn Sie so wollen –, als sie noch ein ganz kleines Mädchen im Ginghamkleidchen war. Und er ist heute nicht älter als damals.